

Kapitel Eins

„Setz dich, Tate“, sagte Sol und räkelte sich in seinem Stuhl, die schokoladenbraunen Arme hinter seinem Kopf verschränkt. Alles, was er brauchte, um sein Zeitungsverleger-Image abzulegen, war eine Zigarre im Mundwinkel. Und bis vor einem Jahr hat er das auch noch regelmäßig gehabt. Aber nach fünfundzwanzig Jahren Ehe hat ihn seine Frau dann doch zurechtgebogen.

Sie und das Nichtrauchergesetz.

Sol ließ seine Arme sinken und griff nach seinem Anti-Stress-Ball. Ein Exemplar der gestrigen Tageszeitung bedeckte den kleinen Teil seines Schreibtisches, auf dem sich nicht gerade die aktuellen Projekte stapelten. Er warf den Ball von einer Hand in die andere.

Ich setzte mich und schlug meine Beine übereinander.

„Wie geht's so?“, fragte er.

„Äh ...“ Wo sollte das hinführen? „Danke, gut.“

„Bist du im Moment irgendwie gestresst?“

„Nein, nicht wirklich.“

„Hm.“ Sol legte den Anti-Stress-Ball wieder zur Seite, setzte seine Lesebrille auf und beugte sich über die Zeitung. „Henry Paul Tate aus Lincoln, Oregon, starb am Montag, den 20. März, an einem Herzinfarkt.“ Sol sah mich an. „Ich überspringe ein bisschen. Tate hinterlässt seine Frau Kathy, seine Töchter Beth Thompson aus Neotsu, Oregon, und Jayne Tate aus Portland, Oregon, und seine Enkelin Emilee Thompson aus Neotsu.“ Er faltete seine Hände. „Ich glaube nicht, dass ich den Rest auch noch vorlesen muss. Es gibt keine andere Jayne Tate in Portland, die in Lincoln City aufgewachsen ist, erst recht nicht mit einem Vater, der Henry heißt.“

„Sind öffentliche Anzeigen jetzt etwa ein neues Hobby von dir?“

„Wolltest du mir die Sache mit deinem Vater eigentlich irgendwann erzählen?“

„Das ist Privatsache.“ So war es ja auch. „Ich wusste nicht, dass es hier wichtig ist.“

Es war auch nicht wichtig. Mum hatte den Trauergottesdienst auf einen Sonntag gelegt, und ich war lange genug in Lincoln geblieben, um der Trauerrede meines Onkels zuzuhören und alle drei Trauerlieder mitzusingen.

Ich hatte meine Pflicht getan. Ich war nicht einmal in Jeans und einem „Herzlichen Glückwunsch“-T-Shirt aufgekreuzt und hatte auch nicht jedem erklärt, wie mein Vater jegliche Freude aus einem fünfjährigen Kind hatte saugen können. Dass er höchstens einmal im Monat gelächelt hatte, und dann nicht wegen seiner kleinen Tochter. Dass meine Schwester Beth mit achtzehn Jahren geheiratet hatte, um endlich aus dem Haus zu kommen, obwohl ich ihr erklärt hatte, dass sie auch studieren könnte, um das zu erreichen.

Nein. Ich hatte mein schwarzes Kostüm getragen, die brave Tochter gespielt und war dann wieder zurückgefahren, um meine Wohnung zu putzen.

Sol sagte nichts.

„Wir standen uns nicht sehr nahe. Wirklich.“

Er zuckte mit den Schultern. „Es macht keinen Unterschied, ob ihr euch nahe standet oder nicht, aber ich sage dir eins – deine Arbeit entgleitet dir.“

„Ich bin deine beste Feuilleton-Reporterin!“

„Lanahan ist mein bester Feuilleton-Reporter. Ich lasse dich nur weiterhin hier arbeiten, weil irgendwann der Tag kommt, an dem er zu tief gräbt und man ihn auf dem Grund des Flusses findet.“

„Danke.“ Ich war besser als Lanahan. Wir beide wussten es, aber Lanahan hatte den Bonus, ein alter Hase – ein sehr alter Hase – zu sein und nach allen Seiten Kontakte zu haben.

„Du bist nicht schlecht, deine Informanten lieben dich und du kannst aus jeder Geschichte etwas machen. Deshalb kann ich auch leicht beurteilen, wenn dir deine Arbeit entgleitet. Deine Überschriften sind schlaff und deine Beschreibungen klischeehaft.“ Er nahm ein Blatt Papier in die Hand und las laut vor. „Klatschnasser Highway?“ Er schnaubte verächtlich. „Willst du mich auf den Arm nehmen? Glaubst du etwa, du schreibst wieder für dein Collegeblättchen?“

„Ich überarbeite alles, wenn es sein muss. Das weißt du.“

„Aber du musstest noch nie so viel überarbeiten wie im Moment. Du warst immer das Wunderkind unter uns, aber die Zeiten werden auch für uns nicht leichter. Wir müssen immer mehr brillante Reporter entlassen und diesen Promimist bringen. Die Leute lesen keine Zeitschriften mehr. Alles findet nur noch online statt. Kannst du dir das vorstellen? Wenn

meine Frau mich nicht dazu zwingen würde, Tai Chi zu machen, wäre ich schon lange durchgedreht.“ Sol legte seine Brille auf den Tisch und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Also, es geht um Folgendes: Du musst wieder die Alte werden oder dich nach einem neuen Job umsehen. Aber leider gibt es im Moment in unserer Branche keine Jobs. Wann hast du dir eigentlich das letzte Mal Urlaub genommen?“

„Außer am Wochenende ...“ Nicht, dass ich mich jemals richtig entspannen würde, auch nicht am Wochenende. Aber egal, meine Entspannungstechniken gingen Sol nichts an.

„Die Personalabteilung sagt, dass du ziemlich viele Überstunden hast. Du solltest endlich Urlaub nehmen.“

Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich plötzlich an. „Wie lange? Willst du mich etwa dazu zwingen?“

„Das ist deine Chance, deinen Job zu retten. Ich tue dir nur einen Gefallen, glaub mir – du wärest eine schreckliche Kellnerin. Du hast mindestens drei Wochen.“

„Sol –“

„Vielleicht solltest du auch etwas Tai Chi machen.“

„Und was ist mit Miami und der Reportage über Kuba?“

Sol seufzte. „Ich schicke jemand anderes. Laura.“

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag in den Magen. Ich konnte kaum atmen. „Sie findet nicht mal einen vernünftigen Aufhänger.“

„Im Moment findest du das auch nicht.“

Mein Trip nach Miami. Meine Chance auf die Titelseite – alles löste sich in Luft auf, weil ich vielleicht ein paar passive Verben zu viel in meinen Artikeln verwendet hatte.

* * *

Ich beendete meine letzten Projekte und machte früher Feierabend. Es war sinnlos weiterzumachen, wenn alles, was ich einreichte, gleich wieder zur Überarbeitung an mich zurückgegeben wurde.

Ich zog meinen Motorradhelm auf und schwang mich auf meine Maschine. Vielleicht konnte ich meine Nerven mit einer kleinen Spritztour beruhigen.

Ich konnte nicht an Powells Buchladen vorbei. Das ist das Problem,

wenn man Bücher so liebt. Jedes Mal, wenn ich den Laden betrete, verliere ich mich in irgendeinem Buch und vergesse die Zeit.

Dieses Mal konnte ich allerdings das Gespräch mit Sol nicht vergessen. Sogar als ich das Regal mit Büchern über Origami und andere Papierfalttechniken durchstöberte, stand mir unser Gespräch vor Augen. Seit ich bei der Zeitung angefangen hatte, hatte ich immer mit Vollgas gearbeitet. Ich hatte nicht auch nur einen einzigen Gang zurückschalten wollen. Ich hätte auch gar nicht gewusst, wie ich das anstellen soll. Doch im Moment fühlte ich mich innerlich völlig zerrissen.

Was würde ich in meinem Zwangsurlaub machen? Auf keinen Fall wollte ich meine Familie besuchen. Meine Schwester würde mir nur zeigen, welche Wand sie gerade neu gestrichen hatte und welchen Gegenstand sie aus dem Töpferei-Katalog bestellt hatte.

Vielleicht würde mir diese Art von Leben in ein paar Jahren auch gefallen, aber mit 26 war ich noch nicht so weit. Ich wusste einfach nicht, wie ich den Familieneinkauf für eine ganze Woche auf meinem Motorrad transportieren sollte.

Das Titelblatt eines Magazins zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Eine lange Reihe frischgewaschener Wäsche flatterte auf einer Leine. Ein kleines Mädchen in einem dunklen Kleid hing sie auf oder nahm sie gerade ab. Es hatte sich von der Kamera abgewendet.

Ich blätterte durch das Magazin und fand den Artikel. Der Journalist – der gar nicht mal so schlecht war – hatte einen Artikel über Menschen geschrieben, die isoliert für sich lebten. Sie praktizierten Vergebung, wenn sie mit Hass konfrontiert waren. Sie kümmerten sich um die Mitglieder ihrer Gemeinde. Sie nannten sich selbst Amisch, nach Jakob Ammann, dem Mann, der diese Bewegung ins Leben gerufen hatte.

Mein Verstand fing an zu arbeiten, während sich mein innerer Aufruhr langsam beruhigte. Ich konnte meine Augen einfach nicht von dem kleinen Mädchen wenden, das die Wäsche aufhing. Was trieb Menschen dazu, so zu leben, wenn es doch Trockner und Laptops gibt?

Ich kaufte das Magazin und machte mich auf den Heimweg.

Eine kurze Recherche im Internet brachte mich zu einer kleinen Amisch-Gemeinde vor den Toren von Albany. Weitere Nachforschungen brachten mich auf Filme wie *Der einzige Zeuge* mit Harrison Ford und *Mord im Schilf* nach Jodi Picoult's *Die einzige Wahrheit*. Dann fand ich

noch eine ganze Armada an weiteren Büchern über Amisch. Sie hatten ganz offensichtlich eine ziemliche Medienpräsenz.

Ich fragte mich, wie sie sich dabei fühlten. Nichts, was ich las, ließ darauf schließen, dass diese Menschen das Rampenlicht genossen. Ich fragte mich auch, wie genau die Beschreibungen, wirklich waren. Die Idee, dass eine Gesellschaft zusammenlebte, sich umeinander kümmerte und von dem lebte, was sie sich selbst erarbeitete – ehrlich gesagt, fiel es mir sehr schwer, das zu glauben. Selbst wenn es funktionieren sollte: Was war ihr Geheimnis?

Ich las ein bisschen weiter und erfuhr, dass die Amisch ähnlich wie Mennoniten lebten, aber dass ihr Lebensstil noch einfacher war. Beide Gruppierungen waren Pazifisten und gegen die Kindstaufe, aber die Mennoniten hatten Elektrizität und fuhren Autos. Amisch, die ihre Gemeinde verließen, schlossen sich häufig den Mennoniten an.

Mein Verstand fing wieder an zu arbeiten. Eine Kolumne, die unsere Zeitschrift ab und zu brachte, wurde von einer Mennonitin geschrieben. Hatte sie Beziehungen zu den Amisch? Vielleicht. Ich kaute auf meiner Lippe und dachte über die Möglichkeiten nach.

Eine Story formte sich in meinem Kopf, und ich hatte mindestens drei Wochen, um sie zu verfolgen.

* * *

Shane sah mich fassungslos an. „Du willst was machen?“

Plötzlich bedauerte ich das Bedürfnis, meinen Plan mit meinem Freund zu besprechen. „Ich habe alles genau geplant“, verteidigte ich mich. „Ich habe sowieso drei Wochen frei. In der Nähe von Albany gibt es eine Amisch-Gemeinde. Ich bleibe eine Woche oder so in Albany. Vielleicht kann ich mich danach auf einer der Farmen einmieten.“

Shane blickte mich mit seinen ernstesten braunen Augen prüfend an. „Willst du etwa von Tür zu Tür gehen und fragen, ob dich jemand aufnimmt?“

Ich streckte meine Schultern. „Ab und zu bringen wir die Kolumne einer Mennonitin –“

„Was?“

„Unterbrich mich nicht. Die Frau heißt Ethel Beiler. Ich habe schon

mit ihr geredet. Sie kennt einige Familien in der Gegend und redet mit ihnen.“

„Das ist verrückt.“

„Das ist Journalismus.“

„Jayne!“ Shane stieß einen frustrierten Seufzer aus. „Dein Vater ist gerade gestorben.“

„Wir standen uns nicht sehr nahe. Das habe ich dir doch schon gesagt.“

„Aber er war trotzdem dein Vater. Es ist egal, ob ihr euch nahe standet oder nicht.“

So kamen wir nicht weiter. „Hast du irgendwas Interessantes in deinem Kühlschrank? Und wenn ich interessant sage, meine ich nicht, dass es im letzten Monat die Farbe geändert hat.“

„Ich habe gebratenes Hühnchen. Erzähl mir noch mal, wie lange du weg bleiben willst.“

„Etwa drei Wochen.“

„Bist du ...“ Er zögerte. „Bist du dir mit uns immer noch sicher?“

Meine Augen wurden groß. „Natürlich! Und du?“

„Wir sind seit sechs Monaten zusammen. Du hast meine Eltern kennengelernt, meine Brüder, alle.“

Ich setzte mich neben ihn. „Und ich finde sie alle total nett.“

„Aber du willst nicht, dass ich deine Familie kennenlerne.“

„Das willst du auch nicht.“

„Doch, das will ich.“

„Nein, wirklich, das willst du nicht. Ich will dir nur den ganzen Ärger ersparen.“

„Was ist mit deiner Schwester?“

„Meine Schwester wurde einer Gehirnwäsche unterzogen. Alles, was wir ihr erzählen, wird sie an meine Eltern weiterplappern.“

„Eltern? Dein Vater ist tot.“

Ich legte meine Hände um sein Gesicht und küsste ihn zärtlich.

„Vertraust du mir? Bitte?“

Er seufzte. „Drei Wochen?“

„Drei winzige, kurze Wochen. Ich bin wieder da, bevor du mich vermissen kannst. Aber ich muss dich noch um einen Gefallen bitten ...“

„Ja?“

„Kümmerst du dich um meine Post?“

„Natürlich. Für dich mache ich alles. Du musst einfach nur nach drei Wochen nach Hause kommen.“

Kapitel Zwei

Nachdem ich am Abend fünf Minuten lang gepackt hatte, fiel mir auf, dass es vielleicht doch keine gute Idee war, mit dem Motorrad zu fahren. Ich hatte keine Ahnung, was ich mit meinen Gepäck machen sollte.

Normalerweise bin ich jemand, der eine Weltreise mit nur einem Rucksack antritt. Aber dieses Mal hatte ich keine Ahnung, was ich anziehen sollte, um in einen Gottesdienst zu passen oder an einem Scheunenbau teilzunehmen.

Ich bin nicht wie die meisten jungen Frauen, die sich während der Woche schon überlegen, was sie am Samstagabend anziehen. Meine Schwester war immer die Hübschere von uns beiden – ich hatte nie das Gefühl, dass ich mich unbedingt schickmachen musste.

Jeans und T-Shirts, Freizeithosen und Blusen. Das war schon fast alles, was mein Kleiderschrank hergab. Wenn es kalt war, zog ich eben einen Pullover oder eine Jeansjacke an.

Was dachten die Amisch über Hosen? Keine Frau trug bei ihnen Hosen. Das war verboten. Würden sie sich angegriffen fühlen, wenn ich eine Hose trug? Wäre ich eine Ausnahme oder eher eine Ausgestoßene?

Ich seufzte und wühlte mich durch meinen Kleiderschrank. Irgendwo ganz hinten musste doch noch der Rock sein, den meine Mutter mir mal geschenkt hatte.

Nach längerer Suche hatte ich ihn endlich in der Hand, aber mir war gleich klar, dass meine Hüften in den letzten neun Jahren etwas breiter geworden waren.

Frustriert griff ich zum Telefon und rief meine Freundin Gemma an.

Ich übersprang die üblichen Begrüßungsfloskeln. „Ich brauche Klamotten“, sagte ich ohne Einleitung.

„Bist du krank?“

„Wirklich, ich brauche mindestens einen Rock oder etwas ähnliches, wenn ich –“

„Du musst Fieber haben, wenn du das Wort ‚Rock‘ in den Mund

nimmst.“

„Willst du, dass ich Kim anrufe?“

„Ich bin in einer halben Stunde bei dir.“

Genau das war sie – und sie hatte eine riesige Tasche mit Klamotten dabei. „Du hast dich nicht sehr genau ausgedrückt, also habe ich einfach mal eine Auswahl mitgebracht“, sagte Gemma und umarmte mich schnell. Dann befühlte sie meine Stirn. „Du hast gar keine erhöhte Temperatur.“

Ich verdrehte die Augen. „Ich habe zur Hochzeit meiner Schwester auch ein Kleid getragen.“

„Stimmt“, sagte sie und drängte sich an mir vorbei in den Flur. „Aber ich habe es nicht gesehen. Du erzählst immer nur davon.“ Sie redete einfach weiter, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. „Also dann. Ich weiß, dass du kaum schwarze Klamotten hast. Aber die brauchst du. Amischfrauen tragen dunkle Kleidung, glaube ich.“

„Ich brauche etwas Rockähnliches. Ich weiß nicht, wie Amisch sich bei Frauen in Hosen fühlen.“

Gemma kippte den Inhalt der Tasche auf mein Bett. „Du hast nichts über die Länge gesagt, deshalb habe ich einfach alle meine Röcke mitgebracht. Was hast du für eine Größe?“

„Eine größer als in der Highschool.“

„Sehr hilfreich. Probier den hier“, sagte sie und reichte mir einen schwarzen Rock. „Ich denke wir haben ungefähr die gleiche Größe.“

Ich hatte den Rock noch nicht einmal zugemacht, als Gemma schon den Kopf schüttelte. „Nein, der nicht. Hier –“

„Was stimmt denn nicht mit dem hier?“

„Er betont deine Hüften zu sehr. Nimm den.“ Sie reichte mir einen anderen.

„Also ...“ Gemma zog eine Augenbraue hoch, „erklär mir doch noch mal, warum du unbedingt zu den Amisch willst.“

„Sieh sie dir an. Sie können nicht so perfekt sein, wie sie immer dargestellt werden.“

„Ich glaube nicht, dass jemand denkt, sie seien perfekt. Wenn ich mich recht erinnere, werden die Kinder nur bis zur achten Klasse unterrichtet.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Es ist mein Instinkt. Ich weiß immer genau, wann ich etwas Interessantes herausfinden werde.“

Gemma öffnete ihren Mund, schloss ihn aber gleich wieder und wandte

ihre Aufmerksamkeit dem zweiten Rock zu. „Das ist er.“

Wir betrachteten meine Erscheinung im Spiegel. Gemma nickte. „Ich glaube, du bist bereit, eine Amisch zu sein.“

* * *

Mit Gemmas Hilfe schaffte ich es, die Satteltaschen meines Motorrads zu packen und mein ganzes elektronisches Equipment in meine Laptoptasche zu quetschen. Ich packte nicht alles, weil ich der Meinung war, dass ich jederzeit nach Hause kommen und eine zweite Speicherkarte für meine Kamera oder dergleichen holen konnte.

Am nächsten Morgen fuhr ich früh los.

Der kalte Aprilwind umwehte mich, als ich in Richtung Süden fuhr. Ich ließ die Geschäftigkeit Portlands hinter mir. Bürogebäude wichen allmählich Hügeln und Bäumen.

Ich vermisste die Häuser. Ein kleiner Teil in meinem Inneren fühlte sich nie wohl, wenn ich die Stadt hinter mir ließ. Ich zwang mich dazu, das seltsame Gefühl abzuschütteln. Ich war Journalistin. Ich hatte zu arbeiten.

Nach einer mir endlos erscheinenden Weile parkte ich mein Motorrad endlich vor Albanys *Comfort Inn* am südlichen Ende der Stadt.

Mein Zimmer war nett eingerichtet, obwohl mich das kaum interessierte. Ich stellte die Satteltaschen ab, steckte mein digitales Aufnahmegerät ein und ging wieder nach draußen.

* * *

Das Brummen von Sägen und anderen Maschinen konnte man bis auf die Straße hören. Ich parkte mein Motorrad und ging vorsichtig weiter.

Bei meinen Internetrecherchen hatte ich einige amische Tischlereien entdeckt. Ich hatte mich für diejenige entschieden, deren Besitzer den nettesten Namen hatte.

Levi Burkholder. Ein guter Name.

Sägemehlstaub erfüllte die Luft. Die Tür, die ich geöffnet hatte, führte mich direkt in das Geschäft. Männer schoben riesige Holzblöcke durch Sägen, andere bearbeiteten feinere Holzstücke. Es war ein reges Treiben.

Einer der Arbeiter bemerkte mich. „Der Kundenbereich ist vorne“,

sagte er und zeigte auf eine Tür.

„Ich suche Levi Burkholder. Ich bin Journalistin.“

„Levi Burkholder.“

Ich schüttelte seine Hand. „Jayne Tate. Ich schreibe einen Artikel über die amische Gemeinde und habe mich gefragt, ob ich Sie vielleicht irgendwann mal interviewen könnte.“

„Kommen Sie mit ins Büro.“ Er zeigte den Flur entlang, und ich folgte ihm.

„Warum wollen Sie ausgerechnet mit mir reden?“

„Sie führen ein amisches Möbelgeschäft.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Wie viele Amisch arbeiten bei Ihnen? Kommen Sie aus einer amischen Familie? Wie beeinflussen das amische Leben und die amischen Werte Ihr Geschäft, wenn überhaupt?“

Er nickte und warf einen Blick auf seine Uhr. „Das sind viele Fragen. Leider habe ich heute nicht viel Zeit. Ich kann Ihnen schon mal sagen, dass ich acht amische Jugendliche angestellt habe. Sechs von ihnen sind Tischler, das sind die jungen Männer. Die beiden jungen Frauen kommen abends zum Putzen.“

Ich hob eine Augenbraue.

„Nicht, dass sie einen Stuhl nicht genauso gut wie ihre Brüder zimmern könnten“, fügte er hinzu. „Aber ihre Familien haben es lieber, wenn sie einer ... häuslichen Tätigkeit nachgehen.“

Ich hob einen Finger. „Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich aufnehme, was Sie sagen?“

Er schüttelte den Kopf. „Überhaupt nicht.“

Ich holte mein Aufnahmegerät aus der Tasche, drückte den Startknopf und stellte es auf den Tisch. „Danke.“

„Kein Problem. Also, acht amische Jugendliche. Ich bezahle ihnen allen, was ihre Arbeitskraft wert ist – viele Betriebe machen das nicht.“

„Warum nicht?“

„Diese Kinder lernen von klein auf, hart zu arbeiten, und erwarten nicht viel als Gegenleistung. Es käme ihnen nie in den Sinn, sich zu beschweren.“

„Warum nicht?“ Als ich Teenager war, hatte ich meinen Eltern grundsätzlich widersprochen.

„In der amischen Kultur ist harte Arbeit sehr wichtig, und jeder einzelne identifiziert sich stark mit dieser Kultur.“

„Wie ist Ihre persönliche Beziehung zu den Amisch?“

„Entschuldigung?“

„Sie scheinen viel über diese Menschen zu wissen.“

Er warf einen schnellen Blick auf seine Uhr. „Eine interessante Frage für einen anderen Tag. Was machen Sie morgen?“

Ich tat so, als studierte ich meinen Terminkalender. Die Seite für morgen war leer.

„Ich hätte vormittags Zeit.“

„Wollen Sie dann morgen früh wieder kommen?“

„Das dürfte klappen.“ Ich schrieb mir den Termin auf. Levi, Tischlerei. „Um wie viel Uhr?“

„Halb elf?“

„Halb elf.“ Ich schrieb es auf, ohne ihn anzuschauen. „Vielen Dank für Ihre Zeit.“

Er lächelte. „Gerne. Ich bringe Sie noch zur Tür.“

Ich nahm meine Tasche über die Schulter. „Gehen Sie vor“, antwortete ich lachend.

„Ist das Ihr Motorrad?“, fragte Levi, als wir draußen waren.

Ich gestattete mir ein zufriedenes Lächeln. „Ja.“

„Eine 2007 Triumph Bonneville?“

„2008.“

„Hubraum?“

„865 Kubikzentimeter.“

Levi pfiff anerkennend. „Sie ist wunderschön.“

Ich lächelte wieder. „Das finde ich auch.“ Ich griff nach meinem Helm.

„Fahren Sie vorsichtig.“

„Das mache ich“, sagte ich, bevor ich den Motor startete. Als ich um die Ecke fuhr, sah ich im Rückspiegel, dass Levi immer noch auf dem Bürgersteig stand.

Kapitel Drei

Ich hielt irgendwo zum Essen, kaufte noch ein paar Lebensmittel ein und

machte dann eine ausgedehnte Spritztour durch die Gegend um Albany, bevor ich am Nachmittag zurück zum Hotel fuhr. Als ich es mir gemütlich gemacht hatte, hörte ich sofort mein Handy ab.

Joely wollte wissen, ob ich schon von einem Pferd getreten worden war.

Gemma hatte auf meiner Mailbox eine Nachricht mit Pflegeanweisungen für das schwarze Kleid hinterlassen.

Kim ließ mich wissen, dass Laura ihren Artikel über Miami schon geschickt hatte, allerdings zusammen mit der Information, dass sie es in weniger als 24 Stunden geschafft hatte, mit einem Sonnenstich in der Notaufnahme zu landen.

Keine Nachricht von Shane.

Und auch keine von Ethel, der mennonitischen Kolumnistin, die sich so optimistisch angehört hatte, als sie versprach, eine amische Bleibe für mich zu finden.

Ich dachte kurz daran, mich bei Shane zu melden, aber dann überlegte ich es mir anders. Stattdessen tippte ich meine Notizen von dem Gespräch mit Levi ab. Danach ließ ich mich vor dem Fernseher nieder und verbrachte den Abend mit Wiederholungen von *Unsere kleine Farm*.

* * *

Um halb elf am nächsten Morgen stellte ich meine Maschine vor Levis Geschäft ab. Dieses Mal betrat ich den Laden durch den Kundeneingang. Ein leises elektrisches Ding signalisierte meine Anwesenheit. Schritte erklangen auf dem Flur, wurden aber langsamer und vorsichtiger, als sie sich näherten. Hinter der Tür blieb jemand stehen und streckte vorsichtig seinen Kopf um die Ecke.

„Sind Sie die, ähm, Reporterin?“, fragte der Mann leise, wobei sein Gesicht knallrot anlief.

„Ja, die bin ich“, sagte ich langsam, um ihn nicht zu erschrecken.

Er nickte hektisch. „Gut. Gut. Das ist gut. Sehr gut. Ähm, Levi hat mir gesagt, dass ich Ihnen sagen soll, dass er in ein paar Minuten zurück ist. Fünf Minuten. Vielleicht eher sechs Minuten.“

„Oh, das ist gut.“

„Ich bin Grady“, sagte er und streckte mir schnell seine Hand entgegen.

„Nett, Sie kennenzulernen, Grady.“

„Sind Sie, ähm, auf die Highschool in Lincoln City gegangen?“

Oh nein. Auf einmal kommt mir sein Gesicht viel zu bekannt vor.
„Taft?“

Ein zaghaftes Lächeln spielte um seinen Mundwinkel. „Genau. Bist du Beths Schwester?“

Innerlich seufzte ich. Mehr als sechzig Meilen von zu Hause entfernt, und immer noch konnte ich mich nicht anonym bewegen. „Ja. Sie ist meine ältere Schwester.“

„Wir haben im selben Jahr unseren Abschluss gemacht. Vor ein paar Jahren bin ich dann hierher gekommen“, erklärte er und lächelte verlegen. „Zu viele Tischler in Lincoln City.“

„Das stimmt wohl.“ In Lincoln konnte man einen Stein schmeißen und traf mit hundertprozentiger Sicherheit einen Schreiner, Tischler oder Zimmermann – falls es da überhaupt einen Unterschied gab.

„Es tut mir leid, was ich über deinen Vater gehört habe“, fügte Grady hinzu. „Meine Mutter hat mir davon erzählt.“

Wieder seufzte ich innerlich tief. Ich verschränkte meine Arme. „Danke“, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel.

Genau in diesem Moment kam Levi durch die Ladentür. „Gut, dass Sie da sind.“ Er schloss die Tür hinter sich. „Hoffentlich mussten Sie nicht zu lange warten, Jayne.“

Ich schüttelte den Kopf. „Grady und ich haben uns gut unterhalten.“

„Wir sind in die gleiche Highschool gegangen“, erklärte Grady.

Levis Augenbrauen hoben sich. „Wirklich? In Lincoln City?“

„Ihr Vater war Ältester in der Kirche, in der ich aufgewachsen bin.“

Ah. Natürlich musste er das jetzt ausplaudern. „Er ist vor Kurzem gestorben“, brach es aus mir heraus. Ich wollte es selbst loswerden und nicht warten, bis Grady auch das ausplauderte.

Levis Gesicht wurde weich. „Das tut mir leid.“

Ich rückte die Tasche auf meiner Schulter zurecht und nickte wortlos.

„Ich bin bereit zu gehen, wenn Sie es sind“, sagte Levi nach einem kurzen Moment der Stille.

„Gehen?“ Ich hatte gedacht, wir träfen uns zu einem weiteren Interview in seinem Büro.

„Ich brauche jetzt unbedingt einen Kaffee.“

„In der Küche ist Kaffee, wenn ihr wollt ...“, bot Grady an.

„Spencer hat ihn gekocht.“

Grady zuckte zusammen. „Oh.“

Levi wandte sich wieder an mich. „Wäre das in Ordnung für Sie? Gleich um die Ecke ist ein nettes Café.“

„Sicher ... das hört sich gut an.“

„Wunderbar.“ Er klopfte ein paar kleine Holzspäne von seinem Hemd.

„Wenn Mrs van Gerbig anruft, sag ihr, dass das Kastanienholz geliefert wurde und sie sehr zufrieden sein wird.“

Grady nickte. Levi und ich machten uns auf den Weg.

„Erzählen Sie mir, wie Sie auf die Idee kamen, über die Amisch zu schreiben“, sagte Levi, als wir nicht einmal fünf Schritte gelaufen waren.

„Ich vermute, dass das keine Auftragsarbeit ist.“

„Ich bin fest angestellte Reporterin beim Oregonian“, antwortete ich und musste mich zusammenreißen, um nicht so zu klingen, als wollte ich mich verteidigen. „Aber ich schreibe auch selbstständig.“ Zweifelte dieser Mann etwa an meiner Kompetenz?

„Ich wollte gar nicht Ihre Professionalität in Frage stellen. Aber ich bin mir sicher, dass es hier in der Gegend keine spannenden oder mitreißenden Dinge zu berichten gibt. Eine Zeitung würde Sie doch bestimmt nicht dafür bezahlen, dass Sie hier herkommen – nicht einmal, um über Todesfälle oder ähnliches zu berichten. Aber Sie sagten, Sie seien beim Oregonian? Dann habe ich bestimmt ein paar Artikel von Ihnen gelesen.“

Ich musste ihn falsch verstanden haben. „Wie bitte?“

„Haben Sie nicht den Artikel über Kinder in Pflegefamilien geschrieben?“

Okay. Ich war wirklich beeindruckt. Meine Empörung ließ allmählich nach. „Ja, das habe ich.“

Zugegeben, er hätte meinen Namen auch gegoogelt haben können. Die meisten meiner Storys sind in Online-Archiven nachzulesen.

„Ich erinnere mich sehr gut an den Artikel. Sie haben es geschafft, die Kinder und ihre Pflegefamilien so ... real erscheinen zu lassen.“

„Sie sind real.“

„Ja, aber die meisten Menschen mögen es nicht, über die Realität zu berichten. Sie beschäftigen sich mit Oberflächlichkeiten und klopfen sich dann selbst auf den Rücken. Sie nicht.“ Er warf mir einen Blick zu. „Viele Reporter machen aber genau das mit den Amisch.“

„Das ist mir schon aufgefallen.“

„Werden Sie anders schreiben?“

„Ich versuche es. Aber wie ich gehört habe, halten die Amisch Menschen von außen auf Distanz. Ich kann nur das berichten, was ich von außen mitbekomme.“

„Der Artikel, den Sie über den Gouverneursskandal geschrieben haben, war auch nicht schlecht.“

Ich unterdrückte ein Grinsen. „Das war sogar eine ganze Serie. Ich war diejenige, die das Schwarzgeld entdeckt hat.“

„Ich wette, Sie sind jetzt sehr beliebt in Salem.“

„Ich bin sicher, dass dort mein Bild in der Mitte einer Dartscheibe hängt.“ Jetzt konnte ich mir ein breites Lächeln nicht mehr verkneifen. „Aber allein hätte ich den Skandal nicht aufdecken können. Ich hatte gute Quellen. Die brauche ich hier auch.“

Für den Rest unseres kurzen Spazierganges schien Levi über meine Worte nachzudenken.

Das Café bot kleine, ungemütlich wirkende Tischchen, eine ziemlich unhöfliche Bedienung und einen Kaffee, der so stark war, dass er mich fast aus den Socken hob.

„Ah, schon viel besser“, sagte Levi nach seinem ersten Schluck. „Spencer macht den Kaffee im Büro immer viel zu stark.“

„Spencers Kaffee ist zu stark?“ Etwa noch stärker als der, der sich gerade durch meine Magenschleimhaut frisst? „Braut er ihn, um darin Hufeisen aufzulösen?“

„Nein, Handhobel.“

„Ah, wie passend.“

„Werden Sie meine Frage beantworten?“

Ich runzelte die Stirn. „Welche Frage?“

„Warum interessieren Sie sich für die Amisch?“

„Vielleicht. Aber gestern habe ich Sie über Ihre Beziehung zu den Amisch befragt. Ich hab zuerst gefragt. Ich hab gewonnen.“

„Touché.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin mit Amischkindern aufgewachsen. Wir haben zusammen Volleyball gespielt und unsere gesamte Freizeit miteinander verbracht.“

„Amische Kinder spielen Volleyball?“

„Als gäbe es kein Morgen. Auch Baseball und Fußball. Und sie sind

wirklich sehr ehrgeizig.“

„Hm.“ Ich kramte mein Diktiergerät hervor. „Macht es Ihnen etwas aus?“

„Nein, kein Problem.“

„Warum eine Tischlerei im Stil der Amisch? Warum wollten Sie überhaupt ein Geschäft eröffnen?“

„Ich habe einen Universitätsabschluss in Volkswirtschaftslehre. Ich habe ein paar Jahre in der Wirtschaft gearbeitet und ordentlich Geld verdient. Aber irgendwann habe ich gemerkt, dass ich näher bei meiner Familie sein will.“

„Warum?“

„Sie interessieren sich für die schwierigen Fragen, was? Meine Eltern werden nicht jünger, und ich bin ihr ältester Sohn. Ich denke, ich fühle mich für sie verantwortlich. Ich habe andere ... Einnahmen als sie. Und was das Geschäft angeht ... also, wie schon gesagt, ich wollte näher bei meiner Familie sein. Und außerdem habe ich es schon immer geliebt, mit meinen Händen zu arbeiten. Der Markt für amische Holzarbeiten ist groß und es gibt immer genug zu tun.“

„Wie viele Geschwister haben sie?“

„Viele.“

„Und ‚viele‘ heißt?“

„Sieben“, antwortete er, bevor er den letzten Rest seines Kaffees hinunterkippte. „Okay, Sie sind dran. Warum die Amisch?“

Ich dachte darüber nach, das Diktiergerät auszustellen, entschied mich aber dagegen. Ich konnte ja nicht wissen, wann Levi wieder etwas Interessantes sagen würde.

„Das ist schwierig“, antwortete ich ihm ehrlich. „Irgendwie scheinen die Amisch so einfach und gut zu sein. Und auch so verwirrend.“

Ich sah Levi direkt ins Gesicht, konnte aber seine Gefühle nicht einschätzen. „Verwirrend?“, fragte er.

„Sie scheinen einen so ganz anderen Lebensstil zu haben. Ganz Amerika wird von Technologie und den aktuellsten Informationen regiert. Und die Amisch gehen nach der achten Klasse nicht einmal mehr zur Schule. Das verwirrt mich.“

„Technologie und die Amisch schließen sich nicht zwangsläufig aus.“

„Nicht?“

Er sah auf seine Armbanduhr. „Ich kenne eine amische Familie, die nicht weit außerhalb der Stadt wohnt. Gleich gibt es bei ihnen Mittagessen. Ich bin sicher, dass wir uns bei ihnen einladen können.“

„Wirklich?“

„Dann haben Sie Informationen aus erster Hand.“

„Mein Ziel ist, einige Zeit in einer amischen Familie zu verbringen“, gab ich zu. „Eine befreundete Kolumnistin wollte etwas für mich organisieren. Ich warte immer noch auf ihre Antwort.“

Schon wieder dieser Gesichtsausdruck, den ich nicht zu interpretieren wusste. „Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen“, sagte er nach einem kurzen Moment des Schweigens. „Aber zuerst das Mittagessen. Wenn Sie mit mir zurück zum Laden kommen, können wir meinen Truck nehmen.“

Ich zögerte. Mit einem Mann, den ich nicht kannte, an einen Ort zu fahren, den ich auch nicht kannte und wo es noch nicht einmal zuverlässig Mobilfunknetz gab, schien mir auf der Liste der guten Ideen wirklich nicht sehr weit oben zu stehen.

„Oder Sie folgen mir auf Ihrem Motorrad“, fügte er hinzu. „Ich habe vier jüngere Schwestern und würde nicht wollen, dass sie mit einem fremden Mann fahren.“

Aber genau das war ja die Sache. Levi schien mir nicht fremd. Irgendetwas an ihm machte ihn absolut vertrauenswürdig.

Außerdem hatte ich Pfefferspray in meiner Handtasche. Nur für den Fall.

* * *

Ich sah, wie sich die Landschaft um uns herum allmählich veränderte. Sobald wir die Stadt verlassen hatten, fuhren wir durch Gegenden, die von Stromleitungen durchzogen waren. Jedes Haus hatte seine eigene Satellitenschüssel.

Ich hasste Kleinstädte.

Und ich bin in einer aufgewachsen, deshalb hatte ich auch jedes Recht dazu.

Nach einer Weile verließen wir auch die Vororte. Jetzt befanden sich um uns herum nur noch Felder. Hier und dort grasten Rinder, ab und an auch einige Schafe.

Wir fuhren schweigend. Nach etwa zwanzig Minuten tauchten hier und dort vereinzelte Häuser auf. Sie lagen in einem kleinen Tal und waren von Weide- und Ackerland umgeben. Es gab keine Stromkabel mehr, aber wenn mich nicht alles täuschte, sah ich hier und da Windkraftgeneratoren.

Interessant.

Es fing gerade an zu regnen, als Levi seinen Truck in eine Nebenstraße lenkte. Nach wenigen Minuten tauchte ein großes weißes Farmhaus vor uns auf, neben dem eine noch größere Scheune stand. Eine Frau nahm schnell einige Hosen von einer Wäscheleine, während die Regentropfen immer größer wurden. Levi winkte zur Begrüßung.

Die Frau winkte zurück und stopfte schnell die letzte Hose in ihren Korb. Dann ging sie ins Haus. Als wir beim Haus ankamen, hatte sie den Korb schon irgendwo verstaut und erwartete uns auf der überdachten Veranda.

„Levi!“, sagte sie und musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um ihn auf die Wange zu küssen. „Was machst du denn hier?“

„Hast du vielleicht eine Exportation zum Mittagessen, die du uns abgeben könntest?“

„Ich habe immer Exportationen, das weißt du doch“, antwortete sie, während sie mich musterte.

„Das ist Jayne Tate. Jayne, das ist Martha.“

Martha sah von mir zu Levi, ihr Blick fragend, aber zurückhaltend. „Sie sind bei uns willkommen“, sagte sie leise und betrat vor uns ins Haus.

Ich versuchte, sie nicht anzustarren. Martha war wie eine der Amischfrauen auf den Fotos angezogen – ein langes dunkles Kleid, eine schwarze Schürze und eine weiße Kapp. Ihre Füße steckten in schwarzen Schnürschuhen. Dunkle, grob gestrickte Strümpfe bedeckten den Teil ihrer Beine, den man sehen konnte.

Auf der Treppe, die in die obere Etage führte, erklangen plötzlich trampelnde Schritte. Zwei kleine Mädchen, ein etwa zehnjähriger Junge und ein junges Mädchen kamen heruntergerannt. Die beiden kleinen Mädchen riefen Levis Namen und klammerten sich an seine Beine. Er umarmte sie und nannte sie bei ihren Namen. Die beiden älteren hielten sich zurück, aber es war offensichtlich, dass auch sie sich freuten, Levi zu sehen.

„Jayne“, sagte Levi und fuhr mit der Vorstellung fort: „Das ist Sara –“,

stellte er zuerst das älteste Mädchen vor, „Samuel, Leah und –“, er nahm die Kleinste auf den Arm, „das ist Elizabeth, die Älteste.“

„Ich bin nicht die Älteste!“, quietschte Elizabeth und zeigte eine Zahnücke. „Ich bin erst fünf.“

„Und sie schwänzen anscheinend alle die Schule.“

Wieder kicherten alle und schüttelten die Köpfe. „Heute ist die Notenvergabe“, erklärte Leah. „Keine Schule!“

„Ach so“, sagte Levi gespielt verständnisvoll. „Dann seid ihr ja alle zu Hause, um mit uns zu Mittag zu essen.“

„Du bleibst zum Mittagessen!“ Elizabeth umarmte ihn fest und erreichte damit, dass er sie nicht absetzen konnte.

Aber Martha schickte alle zum Händewaschen, so dass die Kleine ihren Platz doch verlassen musste. Außer Sara schienen alle Kinder einen ganzen Acker unter den Fingernägeln zu haben.

Das Mittagessen bestand aus Hühnerpasteten, gekochtem Kohl, Brötchen, gekochten Tomaten und einem köstlichen Nachtisch aus Haferbrei mit Apfelscheiben und Zucker.

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht an die ganzen Kalorien zu denken, aber das Essen war wirklich vorzüglich. Gemma würde das Rezept haben wollen.

Ich stellte ein paar Fragen über die Farm und darüber, wie die Familie ihren Tag verbrachte. Martha gab einfache, kurze Antworten. Sie fingen im Morgengrauen an zu arbeiten und hörten um neun Uhr abends auf. Die jüngeren Kinder gingen zur Schule, während die älteren auf dem Hof halfen. Amos half seinem Vater hier auf dem Hof, während Elam als Maurer in der Stadt arbeitete. Sara schneiderte die Anzihsachen für die gesamte Familie und flickte sie nach Bedarf.

Ich versuchte, alles so gut wie möglich mitzuschreiben.

Nachdem der Abwasch erledigt war, führte Martha mich auf der Farm herum, wobei uns die Kinder wie kleine Entchen folgten. Sie ignorierten den Regen, obwohl er schon durch meine dicke Jacke drang.

Als wir endlich in der trockenen Scheune waren, zeigten mir Samuel, Leah und Elizabeth die Tiere, um die sie sich kümmerten. Samuel hatte ein Schwein, während Leah und Elizabeth nach ein paar kleinen Lämmern schauten. Ich bemerkte, dass Levi etwas zu Martha sagte, aber ich konnte nicht verstehen, was.

Nach viel zu kurzer Zeit verließen wir die Scheune wieder. Die Familie begleitete uns zum Auto. Levi umarmte alle, und ich schüttelte Marthas Hand und winkte den Kindern zum Abschied. Dann hielt Levi mir die Tür seines Autos auf. Samuel und Leah rannten noch eine Weile hinter uns her - mit nackten Füßen durch den Schlamm. Als sie sich umdrehten und zurück zur Farm gingen, entspannte sich Levi.

„Ich mag es nicht, wenn sie das tun“, sagte er seufzend. „Ich glaube nicht, dass sie verstehen, wie gefährlich Autos sein können.“

„Ihr Auto ist doch bestimmt eins der wenigen, die hier in der Gegend überhaupt fahren.“

„Ja, aber Unfälle mit Einspannern und Autos passieren hier öfter. Sie sollten es besser wissen.“

„Wie viele Unfälle passieren denn? Ich meine mich zu erinnern, Lampen und Reflektoren an den Einspannern gesehen zu haben, als wir in der ...“ Einspannerscheune? Garage? Wie nannten die Amisch den Ort, wo sie ihre Einspanner unterstellten?

Levi schien meine Verwirrung nicht zu bemerken. „Lampen und Reflektoren bedeuten aber nicht, dass die Einspanner Schutz bieten. Sogar Motorradfahrer sind besser geschützt, weil sie Helme tragen. Die Amisch könnten ebenso gut zu Fuß gehen. Der Schutz wäre der gleiche.“

Seine Hände umklammerten das Lenkrad. „Ich weiß, wovon ich spreche. Ich kenne die Amisch schon sehr lange.“

„Durch Ihr Geschäft?“

„Nein, schon vorher. Sie sind ... meine Familie.“